# BULLETIN 2006 - 1

**Inhaltsverzeichnis :**


- Kriegserlebnisse von Melsen Pierre, Ewen Jean-Pierre und Helène Melsen-Ewen aus Niederfeulen 2
- Aus dem Tagebuch von Abbé Victor Francq aus Hoscheid 18

# Kriegserlebnisse von Melsen Pierre aus Niederfeulen

**Interview vom 4. November 1993**

Melsen Pierre wurde am 26. Januar 1924 in Niederfeulen geboren.
Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war Pierre 17 Jahre alt. Zum damaligen Zeitpunkt hatte er damit begonnen, im Betriebe seines Vaters, das Wagner-, Schreiner- und Zimmermannshandwerk zu erlernen.
Über seine damaligen Erlebnisse zu berichten, lassen wir ihm das Wort:
„Was den deutschen Einmarsch vom 1o.Mai 194o anbelangt, so wussten wir zwar keinen genauen Zeitpunkt, doch rechnete man allgemein damit, dass Hitler sich mit dem Ende des Polenfeldzuges, Frankreich zuwenden würde.
Am 9. Mai 1940 hatten wir hier in Niederfeulen noch Musikprobe, so dass ich an diesem Abend ziemlich spät nach Hause kam.
Dann am anderen Morgen bereits sehr früh, wurde ich durch Fliegerlärm aus dem Schlafe geschreckt.
Unzählige Flugzeuge zogen in geringer Höhe über das Dorf hinweg in Richtung Belgien. Das Balkenkreuz an den Flugzeugen konnte man klar erkennen.
Dann kamen Panzer, Kanonen aller Kaliber folgten auf Selbstfahrlafetten oder im Pferdegespann. Dann folgte Infanterie auf Fahrrädern oder zu Fuß. Die Panzer drehten in Richtung Mertzig ab, während das Gros der Truppen sich in Richtung Heiderscheid bewegte.
Es war ein gewaltiger Aufmarsch, der mehrere Tage andauerte und uns alle mit Bangen erfüllte, denn in Anbetracht dieses gewaltigen Truppenaufmarsches konnte man nur mit dem Schlimmsten rechnen.
Trotzdem waren die Leute noch ziemlich zuversichtlich, denn die meisten waren der Ansicht, dass die deutschen Truppen trotz ihres massiven Aufgebotes nicht in der Lage wären, die von den Franzosen, mit einem erheblichen Kostenaufwand, geschaffene Maginotlinie zu überwinden.
Bereits lange Zeit vorher war die Maginotlinie in der Presse als unüberwindbares Hindernis dargestellt worden.
So war es denn kein Wunder, dass unsere Bevölkerung von einer tiefen Mutlosigkeit erfasst wurde, als sich in den nächsten Tagen und Wochen herausstellte, dass die französischen Truppen nicht in der Lage waren, den Angreifer aufzuhalten oder zurückzuwerfen.
Die Leute waren völlig bestürzt als die deutsche Propaganda Ende Juni stolz die Kapitulation des französischen Heeres verkündete.

Was soll nun auf uns zukommen? Das war überall die bange Frage.
Nachdem der tagelange Durchmarsch der Wehrmachtstruppen allmählich abflaute, kehrte vorerst wieder Ruhe ein.

Von einer Besetzung des Landes durch die Deutschen spürten wir in den ersten Wochen nicht viel. Der Alltag kehrte wieder ein.
Lediglich die Siegesmeldungen der Deutschen bewegten die Gemüter.

Mit dem Einzug von Gauleiter Gustav Simon, Ende Juli 194o, kam es dann für alle Luxemburger zu einer katastrophalen Wende.
Da Großherzogin Charlotte das Land am 10. Mai 1940 zusammen mit der Regierung verlassen hatte, war es nun die unter Gauleiter Simon eingesetzte Zivilverwaltung, welche allein das Sagen hatte.
Viele Luxemburger, welche einen Posten beim Staat oder in den Gemeinden bekleideten wurden als unzuverlässig eingestuft, ihres Amtes enthoben und durch Deutsche ersetzt.
Im Rahmen dieser Umstrukturierung wurde auch unser bisheriger Bürgermeister, Eugen Reiser, seines Postens enthoben.

In den Dörfern machte sich die sogenannte Neuordnung in dem Sinne bemerkbar, dass viele unserer Landsleute den Erfolgen der Nazis und ihrer Propaganda erlagen, sich der Volksdeutschen Bewegung anschlossen und ihre Mitbürger schikanierten.
In den meisten Fällen handelte es sich allerdings um Elemente, welche nicht aus den besten sozialen Kreisen stammten und möglicherweise der Ansicht waren, sich durch ihre Anbiederung bei den Nazis für die Zukunft einen angenehmen Posten zu sichern.
Vor diesen Leuten musste man sich natürlich sehr in Acht nehmen, so dass man sehr vorsichtig mit seiner Meinung umgehen musste.
Zu einer ersten schändlichen Maßnahme der Zivilverwaltung kam es, als der Gauleiter im Mai 1941 den obligatorischen Arbeitsdienst ( Reichsarbeitsdienst ) für die männliche und weibliche Jugend der Jahrgänge 192o-1924 einführte.
Obschon zu diesem Zeitpunkt noch keine Rede von einer Einberufung in die Wehrmacht war, waren viele von uns überzeugt, dass der Gauleiter auch vor einer solchen verbrecherischen Maßnahme nicht zurückschrecken würde.

Keiner traute diesem tyrannischen, von Machtgier besessenen Giftzwerg, obschon er bei Gelegenheit eines Kreisparteitages noch lauthals verkündet hatte, dass der „ Ehrendienst “ in der deutschen Wehrmacht für die Luxemburger nicht in Frage käme.
Wäre man nämlich auf die paar Luxemburger angewiesen, dann wäre der Krieg für Deutschland sowieso verloren.

Während die ersten Feulener bereits im Monat September 1941 zum Arbeitsdienst (R.A.D.) eingezogen wurden, kam ich, als dem Jahrgang 1924 angehörend erst später an die Reihe.

Trotz der gegenteiligen Äußerung des Gauleiters hatte dieser inzwischen das schändlichste aller Verbrechen verübt, nachdem er am 3o. August 1942 die obligatorische Wehrpflicht für die männlichen Jahrgänge 192o bis 1924 verfügt hatte. Ein Generalstreik, der sich sozusagen auf Landesebene ausgebreitet hatte, um gegen dieses himmelschreiende Unrecht zu protestieren, war inzwischen von diesem Barbaren blutig niedergeschlagen worden.
Auch hier im Dorf schlossen die meisten sich diesem Protest an, indem auch hier die Arbeit niedergelegt wurde. Diese Maßnahme hatte jedoch keine weiteren Konsequenzen, da die Nazis sich den größeren Ortschaften, wie Wiltz, Ettelbrück und den Südstädten zuwandten und dort mit äußerster Brutalität vorgingen.
Blutrote Plakate kündeten von der gewaltsamen Niederwerfung des Streiks, indem die Namen der zu Tode gebrachten Patrioten uns zur Kenntnis gebracht wurden.
Sogar hier in Feulen hatte man solche Plakate angebracht.

Der Widerstand gegen die Naziherrschaft verschärfte sich im ganzen Land.
Viele meiner Leidensgenossen, die bereits ab Oktober 1942 zur Wehrmacht einberufen worden waren, hatten sich der Wehrpflicht bereits entzogen, waren
desertiert und in irgendeinem Versteck untergetaucht.
Unter diesen Voraussetzungen wurde ich am 15. Februar 1943 zum Arbeitsdienst verpflichtet.
Ich kam nach Rehfelde, Kreis Grünberg, nahe der polnischen Grenze.
Gemeinsam mit mir wurde noch ein Kamerad aus Feulen zum R.A.D. einberufen, bei dem es sich um Mergen Camille aus Oberfeulen handelte.
Im Arbeitslager Rehfelde bekamen wir eine paramilitärische Ausbildung, die sich lediglich von der späteren Ausbildung dadurch unterschied, dass wir anstatt mit einem Karabiner, mit einem Spaten ausgerüstet waren.
Außer dem täglichen Drill wurden wir zum Straßenbau herangezogen, und wir mussten Bäume anpflanzen.

Obschon die früheren Jahrgänge noch 6 Monate Arbeitsdienst abgeleistet hatten, hatte man diese Zeit inzwischen auf 3 Monate verkürzt, indem die deutsche Wehrmacht inzwischen bereits an allen Fronten stark in Bedrängnis geraten war und dringend Nachschub an Soldaten bedurfte.

Der Arbeitsdienst stellte zwar keine außergewöhnliche Belastung für den einzelnen dar, doch war es trotzdem ein tiefer Einschnitt in das Leben, so dass man sich innerlich dagegen sträubte.

*Arbeitsdienst Rehfelde*

Wir wurden nach 3 Monaten entlassen und durften in Urlaub.
Zu Hause konnte ich mich meines Urlaubs jedoch nicht lange erfreuen, denn bereits Mitte Juni erreichte mich der Stellungsbefehl zur Wehrmacht.
Für mich kam eine Desertion zu diesem Zeitpunkt nicht in Frage, denn meine Schwester Barbara, welche mit den Ersten zum Arbeitsdienst einberufen worden war, kehrte von dort schwerkrank zurück und war auf dauernde Pflege angewiesen.
Ich fand mich demnach an dem auf dem Stellungsbefehl vermerkten Tage auf dem Bahnhof in Luxemburg-Hollerich ein.
Bei unserer Abfahrt wurden zwar patriotische Lieder gesungen, doch wurde nicht weiter randaliert.
Als wir in den Arbeitsdienst eingezogen worden waren, ging es zwar ganz anders zu. Damals wurde alles kurz und klein geschlagen. Da die Hauptinitiatoren später jedoch zur Rechenschaft gezogen wurden, hatten wir eingesehen, dass die Deutschen am langen Hebel saßen und unsere Widerwärtigkeit nur Probleme schaffen konnte.
Beide Male waren wir von deutschen Soldaten, Unteroffizieren oder sogar Offizieren begleitet. Natürlich sicherte auch Feldgendarmerie den Transport.
Unsere erste Station war Trier, wo wir im Hinblick auf unsere weitere Verwendung, in Gruppen eingeteilt wurden.

Ich kam zu den Gebirgsjägern, präziser zur Gebirgsjägerartillerie.

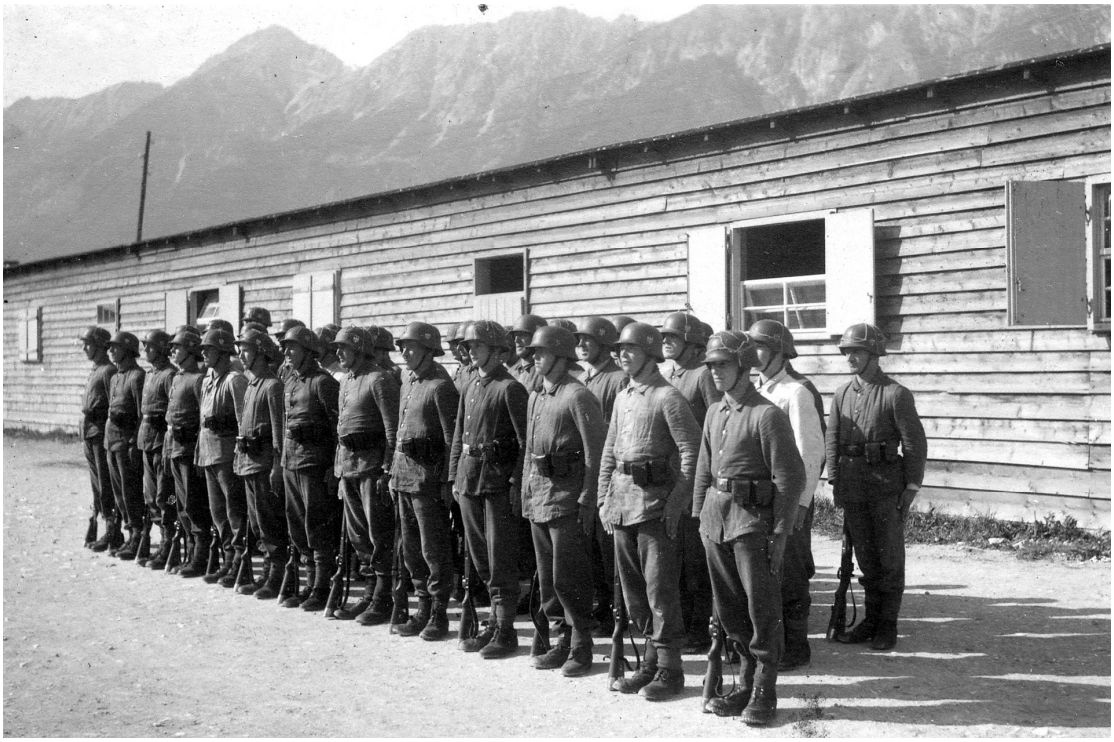
*Pierre Melsen kurz nach seiner Einberufung zur Wehrmacht*

Unsere Ausbildung fand in der Milser Kaserne, bei Sollbad-Hall in Tirol/Österreich statt. Außer einer normalen Infanterieausbildung, die wir dort bekamen, wurden wir mit der Handhabung einer 75-Millimeter-Kanone vertraut gemacht.
Hierbei handelte es sich um ein Geschütz, welches besonders für Gebirgskämpfe konstruiert worden war und in acht Teile zerlegt werden konnte. Diese Teile wurden von Mulis auf besonderen Tragsätteln befördert.

Unser Standort war nicht sehr weit von der Stadt Innsbruck entfernt, so dass wir verschiedentlich, an dienstfreien Tagen Gelegenheit hatten diese Stadt zu besuchen.
An die Namen gewisser Ausbilder kann ich mich heute noch erinnern, und zwar an einen Offizier namens Gerkens, einen erbarmungslosen Schinder, sowie an die Unteroffiziere Dietrich und Müller.

*Milser Kaserne*

Ich will an dieser Stelle jedoch ausdrücklich darauf hinweisen, dass es auch Ausbilder gab, die uns nicht aus reinem Sadismus schikanierten, sondern uns korrekt und menschlich behandelten.



*Appell in der Milser Kaserne*

Nach unserer 6-wöchigen Ausbildung, die wir alle als hart und strapaziös empfanden, wurde unsere Einheit an den Missourina-See, in der Nähe von Cortina d'Ampezzo verlegt, wo es darum ging, uns als Gebirgsjäger einer zusätzlichen Ausbildung, unter winterlichen Verhältnissen, zu unterwerfen.

*Auf dem Rückmarsch vom Geländedienst in die Milser Kaserne*
*(im Vordergrund Jules Barnisch und Tun Meunier)*

Unsere Unterkunft war das „Grand Hôtel" Savoy, welches zu diesem Zeitpunkt jedoch keineswegs zum Empfang von Feriengästen eingerichtet war, sondern als Obdach für Wehrmachts-Truppen galt.

*Zerlegbare Gebirgskanone (7,5 cm) wird auf einem Mulli befestigt*
*(1.v.l. Jules Michels aus Diekirch, 2.v.l. Jos Leyder aus Gilsdorf)*

Wir schliefen nämlich auf Matratzen, welche auf dem Boden ausgelegt waren. Anstatt Decken stand uns eine zweite Matratze zur Verfügung, mit der wir uns zudecken konnten.

*Pierre Melsen nach einer Bergtour*

*Hall in Tirol*
*(v.l.n.r. Nic Meder aus Diekirch,*
*Jos Majerus aus Wiltz, Pierre Melsen)*

Nach einer mehrwöchigen Ausbildung in meterhohem Schnee, die uns körperlich so ziemlich alles abverlangte, kamen wir in die Stammkaserne nach Villach, wo wir darauf vorbereitet wurden, nach Russland geschickt zu werden.
Unter anderem wurden wir in dieser Kaserne, unserer Waffengattung entsprechend, ausgerüstet.

Dann erfolgte der Transport in Richtung Ostfront. 18 Tage lang ging es in Güterwaggons in Richtung Osten. In der Mitte des Waggons befand sich ein Ofen und beidseitig neben dem Ofen befanden sich Strohschütten, die uns als Lager dienten. Wir verfügten weder über Licht noch über Toiletten. Es gab wenig Wasser und die Verpflegung war schlecht.
Die Fahrt führte über Neu-Wien, Krakau, Lemberg nach Odessa.
Vom Bahnhof Odessa aus wurden wir auf Lastwagen ins Frontgebiet gebracht.
Am 20. Januar 1944 lagen wir am Dnjepr und wurden in die Verteidigung des Brückenkopfs Nikopol einbezogen. Hier erhielten wir dann unsere Feuertaufe durch russische Artillerie.
Quartier bezogen wir in einem Dorf, wo wir in karge Lehmbehausungen eingewiesen wurden.
Hier erlebten wir dann auch den 23. Januar 1944, den Geburtstag unserer Landesfürstin, Großherzogin Charlotte.
Soweit ich mich erinnere waren insgesamt 6 Luxemburger in unserer Einheit.
Trotz der stets gegenwärtigen Gefahr russischen Störfeuers, ließen wir es uns nicht nehmen unsere Nationallieder zu singen.
Die Deutschen hörten uns staunend zu, doch keiner erkühnte sich, uns zu stören.
Sie spürten wohl instinktiv den tieferen Sinn unserer Lieder, die mit einem Nachhall von Wehmut, aus rauen Kehlen vorgetragen wurden.

Uns wäre es zu diesem Zeitpunkt nämlich völlig gleichgültig gewesen, wenn diese Lieder unsere Dienstvorgesetzten auf den Plan gerufen hätten, und diese gegebenenfalls Disziplinarmaßnahmen gegen uns ergriffen hätten.
Ende Januar 1944 musste dann der Brückenkopf von der deutschen Wehrmacht aufgegeben werden, da die russische Übermacht so überwältigend war, dass ein Ausharren die gänzliche Vernichtung der Verteidiger zur Folge gehabt hätte.

Inzwischen hatte die deutsche Führung, nach dem Desaster von Stalingrad, wohl endlich kapiert, mit welchen Konsequenzen ein Verharren in einer aussichtslosen Lage verbunden war.
Der Rückzug erwies sich als mühselig und gefährlich, da die zurückflutenden Kolonnen permanent von der weitreichenden sowjetischen Artillerie eingedeckt wurden. Die Ausfälle waren dementsprechend hoch.

Während die hartgefrorenen Verkehrswege anfangs noch einen relativ normalen Rückzug von Motor- und Kettenfahrzeugen erlaubten, taute es bereits Anfang März auf, wodurch alle Verkehrsbahnen sich in unwegsame Schlammwege verwandelten.
Viele Fahrzeuge blieben stecken, und es entstanden chaotische Zustände.
Außerdem waren die Kolonnen den sich häufenden Angriffen sowjetischer Jagdflieger ausgesetzt.
Die Nächte waren kalt, und wir waren froh, wenn wir einen Strohschober oder eine Kate fanden, wo wir die Nacht verbringen konnten.
Eines Tages, wurde ich mit zwei Reitpferden, in Begleitung von zwei Funkern in vorderste Front geschickt. Bevor wir abmarschierten hatte man uns gesagt, dass wir vor der Dunkelheit zurück wären. Aus diesem Grunde hatte ich nicht einmal einen Mantel mitgenommen. Auf dem Rückweg kam es jedoch immer wieder zu Verzögerungen, so dass wir vom Einbruch einer sehr kalten Nacht überrascht wurden. Nachdem wir eine ärmliche Behausung aufgesucht hatten, um uns etwas aufzuwärmen, bekam ich den Befehl die Pferde zu bewachen. Ich kam dieser Aufforderung zwar nach, doch suchte ich zwischenzeitlich immer wieder die Hütte auf, um mich beim Ofen zu erwärmen. In einem gegebenen Moment stürzte ein Soldat herein, der uns kundtat, dass jemand ein Pferd gestohlen hätte. Ich begab mich auf die Suche des Pferdes, wobei ich fast in die gegnerischen Linien geraten wäre. Da das Pferd nicht mehr auffindbar war, musste ich schlussendlich meinem Vorgesetzten eine diesbezügliche Meldung machen.
Obschon man mir deutlich gemacht hatte, dass der Diebstahl des Pferdes durch meine Nachlässigkeit wohl schlimme Konsequenzen nach sich ziehen würden, war dies nicht der Fall.
Verständnisvolle Vorgesetzte sorgten dafür, dass ich ohne Strafe davonkam.

Ständig durchnässte Kleider und Strümpfe führten zu sich häufenden Erkrankungen, wobei Erfrierungen an den Füßen zu den meisten Ausfällen Anlass gaben.
Es mag etwa Mitte März gewesen sein, als ich feststellte, dass meine Füße völlig gefühllos waren. Ich machte einen unserer Sanitäter auf diese Feststellung aufmerksam, der mich unverzüglich zu einem Verbandsplatz schickte.
Hier stellten die Ärzte Erfrierungen zweiten und dritten Grades fest. Nach einer mehrtägigen Behandlung auf einem Hauptverbandsplatz, kam ich in ein Lazarett, das sich in Landsberg an der Warthe, östlich von Berlin, befand.

Dort wurde ich von fachkundigen Ärzten behandelt, denn diese hatten durch die Häufigkeit der Erfrierungen ja inzwischen große Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt. Trotzdem dauerte mein Lazarettaufenthalt nicht weniger als drei Monate. Während meine Erfrierungen mit Erfolg behandelt wurden, bekam ich eine ebenfalls durch Kälte bedingte Zahnfistel, die jedoch vorerst nicht behandelt werden konnte, da diesem Lazarett kein Zahnarzt zugeteilt war. Als ich dann später zu einem Zahnarzt kam, hatte die versäumte Sofortbehandlung das Einbüßen zweier Zähne zur Folge.

Nach meiner Entlassung aus dem Lazarett musste ich für kurze Zeit in die Stammkaserne nach Villach zurück, doch wurde mir dann ein 14-tägiger Genesungsurlaub bewilligt.

Bevor ich nach Hause reisen durfte, wurde mir auf der Schreibstube jedoch zur Kenntnis gebracht, dass gegen meine Familie und mich selbst eine Anzeige vorliege, die vermuten ließe, dass meine ganze Familie nicht die nötige Gewähr bieten würde. Ich dachte bereits, dass ich meinen Urlaub unter diesen Umständen wohl vergessen könnte, zumal der Spieß meine Rückkehr aus dem Urlaub angezweifelt hatte. Erstaunlicherweise wurde der Urlaub mir doch gewährt, und ich bin überzeugt, dass ich diese Vergünstigung nur der Anständigkeit unseres Kompaniechefs zu verdanken hatte. Ich hatte allerdings darauf hingewiesen, dass ich zu Hause eine schwerkranke Schwester hätte, die sich im R.A.D. ein schlimmes Übel zugezogen hätte.
Die Urlaubstage, die ich zu Hause verbrachte vergingen schnell.
Zudem war der Zustand meiner Schwester unverändert schlimm.

Obschon die Amerikaner inzwischen in der Normandie gelandet waren und in Frankreich festen Fuß gefasst hatten, entschied ich mich, zu meiner Einheit zurückzukehren, denn ich wollte meine durch die Krankheit meiner Schwester schon schwer belasteten Eltern und meine Schwester selbst, nicht den Repressalien der Nazis aussetzen.
Am letzten Abend, vor meiner Rückkehr, hatte ich mich unter anderem in das Haus der Familie Hilbert begeben, um mich zu verabschieden. In meiner Begleitung befanden sich noch zwei Kameraden.
Soweit ich mich erinnere war Bache Martin dabei. Etwa auf gleicher Höhe mit der Schenke Wahl wurden wir von zwei Einwohnern aus Feulen kontrolliert, die sich im Dienst der Nazis befanden. Diese kontrollierten unsere Urlaubsscheine und machten uns nachdrücklich auf die Folgen einer eventuellen Fahnenflucht aufmerksam.
Eine deutliche Vorwarnung war mir vor Antritt des Urlaubs ja schon zuteil geworden.
Eine junge Frau, welche aus dem Süden kam und regelmäßig hier im Dorf in Ferien weilte, hatte mir den Vorschlag gemacht, mich zu verstecken, doch hatte ich aus den vorerwähnten Gründen abgelehnt.
Ende Juni kehrte ich in die Kaserne nach Villach zurück. Wenig später wurde unsere Einheit zum Partisaneneinsatz nach Jugoslawien abkommandiert.

Während Monaten bestand unsere Tätigkeit darin, dass wir gewisse uns zugewiesene Geländeabschnitte nach Tito-Partisanen zu durchkämmen hatten.
Zu meinem Bedauern war ich der einzige Luxemburger, welcher zu diesem Zeitpunkt noch in der Einheit war.
Am 26. März 1945 wurden wir in ein von Partisanen beherrschtes Gebiet geschickt. Hier handelte es sich um die Untersteiermark, das heutige Slowenien.
Zu diesem Zeitpunkt wurde die Verpflegung immer knapper. Eine Tagesration bestand aus 2 dünnen Scheiben Kommissbrot, einem Löffel Kunsthonig, einer Kelle Suppe aus Dürrgemüse und 2 bis 3 Zigaretten.
Da es einige gab, welche trotz dieser kargen Ration, das Rauchen bevorzugten, konnte ich meine Zigaretten gegen Brot eintauschen.
Eines Tages bekamen wir zu Ohren, dass es in der Nähe eine Kate gäbe, wo mehrere Schweine und bereits größere Ferkel gehalten würden.
Zu dritt oder viert wateten wir durch einen halben Meter hohen Schnee, und erreichten schlussendlich die ausgemachte Stelle.
Da unsere Absicht ja von vornherein klar war, hatten wir Messer und eine Zeltplane mitgenommen.
Nachdem wir ein Ferkel getötet und ausgenommen hatten, brachten wir dasselbe zu einem nahen Bach, um es auszuwaschen.
In die Zeltplane eingeschlagen beförderten wir das geschlachtete Ferkel ins Lager.

Dort wurde es so gut es eben ging in Portionen zerlegt und unter dem Fussboden unserer Baracken versteckt, um nach und nach als Zusatzverpflegung verspeist zu werden.
Das Fett hatten wir vorher in unserem Aufenthaltsraum in einem Topf ausgelassen, so dass ein penetranter Geruch im Innern der Baracke festzustellen war.
Dieser Umstand wurde uns vermutlich zum Verhängnis, denn am darauffolgenden Morgen, nach dem Appell, wurden wir in unserer Baracke von der Obrigkeit erwartet.
Unsere Vorgesetzten hatten Wind von der Sache bekommen und so hatte es keinen Zweck zu leugnen.
Wir mussten die versteckten Fleischstücke wieder einsammeln und zu dem Eigentümer zurückbringen. Aus eigenen Mitteln mussten wir zudem eine gewisse Geldsumme aufbringen, um den Leuten als Entschädigung zukommen zu lassen.
Da unser damaliger Aufenthaltsort nicht als eigentliches Frontgebiet galt, hätte man uns ohne weiteres zur Rechenschaft ziehen können, doch wurde kein Strafverfahren gegen uns eingeleitet.

Der Auftrag unserer Einheit bestand darin, die Partisanen ausfindig zu machen, diese zu stellen und unschädlich zu machen.
Obschon dieses Kommando mich von Anfang an sehr belastete, hatte ich keine Möglichkeit mich dagegen zu wehren und musste einfach mit.

In einem kleinen Ort, erhielten wir den Befehl jedes Haus nach Partisanen zu durchsuchen.

Unsere Hausdurchsuchungen verliefen jedoch ohne den geringsten Erfolg. Von den Ortsbewohnern erhielten wir natürlich keinen einzigen Hinweis, diese hielten selbstverständlich zu den Partisanen.
Übrigens für mich, eine überaus verständliche Reaktion.
Glücklicherweise vergriffen die Deutschen sich in dieser Ortschaft nicht an den Einwohnern.
Beim Durchkämmen der letzten Häuser des Dorfes gerieten wir plötzlich unter heftiges Gewehrfeuer, so dass wir zuerst keine Gegenwehr leisten konnten und uns schleunigst in Deckung begaben. Die Kugeln pfiffen an unseren Köpfen vorbei. Ich befand mich in gebückter Haltung hinter einem Lattenzaun, als es mich hart an der rechten Brustseite erwischte.
Ich wurde zurückgeschleudert, fiel auf den Rücken und blieb kurze Zeit benommen liegen. Leute meiner Einheit kümmerten sich sofort um mich. Sie stützten mich zu beiden Seiten und schafften mich schnellstmöglich aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Dann wurde ich mit anderen Verletzten auf einen Panjewagen gebettet und nach einem weit entlegenen Hauptverbandsplatz gebracht.
Ich war übrigens nicht der einzige, der bei diesem Gefecht getroffen wurde, denn ich kann mich noch erinnern, dass neben mir ein Mann mit Kopfsschuss fiel und ein anderer einen Armdurchschuss erlitt.
Ich hatte trotz dieser Verwundung noch unbeschreibliches Glück, denn in meinem Tornister führte ich mehrere Gewehrgranaten mit. Hätte die Kugel den Tornister mit den Gewehrgranaten getroffen, dann hätte man von mir vermutlich nichts mehr wiedergefunden.
Auf dem Hauptverbandsplatz, wurde ich sofort operiert. Ich hatte einen Lungendurchschuss abbekommen. Die Kugel hatte mich an der rechten Brustseite erwischt, hatte die Lunge durchbohrt und war dann im Rücken, unterhalb der rechten Schulter ausgetreten. Hierbei war die 7. Rippe getroffen worden, die zum Teil zersplittert war. Die Operation erfolgte bei vollem Bewusstsein. Die Wunde wurde nur durch eine Injektion unempfindlich gemacht. Es war eine schlimme Prozedur, denn ich konnte während der Operation und auch später nur auf dem Bauch liegen.

Nach 1o Tagen wurde ich vom Hauptverbandsplatz evakuiert. Man versuchte uns mit einem Lazarettzug nach dem Westen zu schaffen, doch ging es immer wieder zurück, da die Eisenbahnbrücken und die gesamten Bahnanlagen durch Bombardierungen beschädigt oder zerstört waren.
So landeten wir schlussendlich in einem Lazarett in St. Veith an der Glan, in Österreich.
Inzwischen waren wir im April 1945. Im Lazarett befand ich mich unter Deutschen und Österreichern, die zu diesem Zeitpunkt eher einen erleichterten Eindruck machten, da sie den Krieg überlebt hatten.

Wenn man nämlich die täglichen Radiomeldungen verfolgte, musste jedem vernünftig denkenden Menschen klar sein, dass die „Grossdeutsche Wehrmacht“ am Ende war und eine Kapitulation immer näher rückte.
Am 8.Mai 1945 frühmorgens, verkündete Glockengeläut das Ende der Kampfhandlungen. Britische Truppen, welche aus Norditalien vordrangen, hatten die Alpen überwunden und hatten St. Veith an der Glan erreicht.
Da meine Verletzung noch nicht völlig auskuriert war, wurde ich Mitte Mai von den Engländern in ein Auffanglager gebracht und anschließend in ein Lazarett nach Klagenfurt überführt
Obschon ich wie alle anderen Lazarettinsassen noch meine Wehrmachtsuniform trug, glaubten mir die Briten, als ich mich als Luxemburger zu erkennen gab, und ihnen klarmachte, dass ich in die deutsche Wehrmacht gezwungen worden war.
Ich wurde demzufolge nicht als Kriegsgefangener behandelt, und mir wurde von der britischen Militärbehörde sogar ein Pass ausgestellt, der es mir erlaubte, mich frei innerhalb einer 10-Kilometer-Zone zu bewegen.
Inzwischen war meine Verletzung am Ausheilen, und ich kam nach und nach wieder zu Kräften.
So war es denn selbstverständlich, dass mein Denken nur noch von dem Willen beherrscht wurde, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen.
Mangels der erforderlichen Papiere hatte es jedoch keinen Zweck zu versuchen, auf eigene Faust nach Hause zu gelangen, so dass vorerst keine andere Möglichkeit bestand, als abzuwarten.
Anfang Juni war es dann endlich soweit. Mit einem Transport ging es von Klagenfurt aus nach Westen. Die Fahrt wurde jedoch immer wieder unterbrochen, indem wir in mehreren Durchgangslagern bestimmten Untersuchungen und Kontrollen unterworfen wurden.
Dann erfuhren wir, das Endziel unserer Reise sei Paris.
Da jetzt nur noch Franzosen, Belgier und Luxemburger im Zug waren, kann man sich leicht vorstellen, dass die Freude und Begeisterung unbeschreiblich waren.
Am 27. Juni 1945, in den Abendstunden hielt der Zug im Bahnhof von Bar-le-Duc.
Da die Luxemburger nicht nach Paris, sondern so schnell wie möglich nach Hause gelangen wollten, erklärten wir den französischen Behörden unsere Lage.
Die Franzosen hatten für unsere Situation volles Verständnis und man versprach, uns zu helfen.
Auf diese Weise bekamen wir Kontakt zu einer amerikanischen Transporteinheit, welche in der Stadt Quartier bezogen hatte. Dort brachte man uns zur Kenntnis, dass regelmäßig Transporte nach Luxemburg ausgeführt würden und die Amerikaner erklärten sich bereit, uns mitzunehmen.
Nachdem wir noch von ihnen verpflegt worden waren, wurden wir vor Anbruch der Nacht auf einen Lastwagen verfrachtet, und wir kamen in den frühen Morgenstunden des 28. Juni 1945 in der Stadt Luxemburg an, wo wir in der Aldringer Schule aufgenommen wurden.
Wir waren insgesamt 12 Luxemburger, die auf diese Weise nach Luxemburg gebracht wurden. Ein Deutscher, welcher aus dem nahen Grenzgebiet stammte, hatte sich unserem Transport angeschlossen, doch wurde er bei unserer Ankunft sofort von uns getrennt.
Noch am selben Tage kam ich zu Hause an, wo die Freude meiner Angehörigen unbeschreiblich war.
Die Freude meiner Rückkehr wurde allerdings durch den Gesundheitszustand meiner Schwester überschattet, der sich allmählich verschlechterte.
Sie verstarb am 10. Januar 1946.
Später wurde ihr die Zitation „*Mort pour la Patrie*“ zuerkannt, da es ja keinen Zweifel gab, dass sie sich diese Krankheit im Arbeitsdienst zugezogen hatte.

Was meine Kriegsversehrtenentschädigung anbelangt, so ging es mir, wie vielen meiner Kameraden. Anfangs bekam ich eine geringe Entschädigung, die jedoch keineswegs den durch meine Verwundungen entstandenen Unannehmlichkeiten entsprach.
Schließlich war ich sowohl durch meine Lungenverletzung als auch durch meine
Fußerfrierungen ein Leben lang beeinträchtigt.

Natürlich muss man bedenken, dass wir kurz nach unserer Rückkehr zuerst einmal froh waren, dass wir den Krieg überhaupt überlebt hatten. Eine Entschädigung war daher vorerst zweitrangig.
Erst als man in späteren Jahren erfuhr, was so alles auf diesem Gebiet geschehen war, welche Ungerechtigkeiten es gab, meldete auch ich meine Forderungen an. Die Verantwortlichen, die damals das Ruder führten, stellten sich auf jeden Fall ein Armutszeugnis aus, wenn man bedenkt, wie zu diesem Zeitpunkt verfahren wurde. Es war ein regelrechtes Spießrutenlaufen bevor mir eine definitive Abfindung zuerkannt wurde. Ich persönlich bin der Ansicht, dass bei Festsetzung der Renten für Kriegsinvalide viel Unrecht geschah. Ich finde es traurig, dass Leute, welche auf verbrecherische Art in die deutsche Wehrmacht gezwungen wurden und vielfach an Leib und Seele geschädigt zurückkehrten, auf eine solch deprimierende Art und Weise behandelt wurden.

## Kriegserlebnisse von EWEN Jean-Pierre aus Niederfeulen

„ Während des Zweiten Weltkrieges lebte ich mit meiner Familie in Tadler, wo mein Vater Dorfschmied war. Ich hatte noch vier Geschwister. Ab 1943 besuchte ich die Normalschule, um mich auf den Lehrerberuf vorzubreiten. Während der Besatzungszeit war es die Lehrerbildungsanstalt, welche im Mädchenpensionat in Ettelbrück untergebracht war.
Unsere Klassen wurden dann von Anfang Juni bis September 1943 gemeinsam nach Brahnau/Bromberg in den Arbeitsdienst eingezogen, und zwar von Juni bis September 1943. Mein Bruder Will, obschon jüngeren Jahrgangs, war bereits vor mir eingezogen worden.
Er war ebenfalls im Arbeitsdienst und kam dann zur Wehrmacht.
Da er an Diphtherie erkrankt war, stellten die Wehrmachtsärzte fest, dass diese Krankheit bei ihm durch eine Infektion der Mandeln hervorgerufen worden war. Mein Bruder wurde demzufolge an den Mandeln operiert und bekam nach der Operation einen kurzen Genesungsurlaub.
Nach diesem Urlaub ging er nicht mehr zurück.
Er hielt sich während 2 Jahren versteckt.
Nachdem ich meinen Arbeitsdienst abgeleistet hatte, kam ich für kurze Zeit nach Hause zurück.
Anfang Oktober 1943 bekam ich den Stellungsbefehl zur Wehrmacht und ich kam nachWien/ Kagran in die dortige Flak- Kaserne wo ich meine Rekrutenzeit absolvierte. Von dort ging es in eine Kaserne in Senica/Slowenien, wo eine Ausbildung an der 2-Zentimeter-Flak erfolgte.
Andere Kollegen wurden gegen ihren Willen als Offiziersanwärter ausgewählt und kamen in eine Kaserne nach Rosenheim in Bayern.
Hier wurde angeblich nicht mehr davon gesprochen, dass sie Offiziere werden sollten, denn sie bekamen eine Fallschirmjägerausbildung und wurden später als gewöhnliche Infanteristen eingesetzt.
Die Ausbildung dauerte bis Februar 1944.
Wir bekamen dann einige Tage Urlaub, und ich sollte mich danach in einer Kaserne in Mährisch/Ostrau einfinden.
Einen Augenblick trug ich mich mit dem Gedanken, dem Marschbefehl Folge zu leisten, doch erklärte meine Mutter ganz kategorisch: „ Der eine -für meinen Bruder gemeint - ist nicht gegangen und du gehst auch nicht.“ Damit war die Sache erledigt.
Mein Entschluss zu desertieren stand nun fest.
Um die Sache jedoch irgendwie so zu arrangieren, dass sie für meine Angehörigen keine Folgen haben sollte, fuhr ich mit dem Zug bis nach Saarbrücken. Dort hatte ich eine Tante, welche die luxemburgische Nationalität besaß. Von Saarbrücken aus schickte ich eine Karte nach Hause, in welcher ich angab, dass ich gut an meinem Bestimmungsort angekommen sei. Meine Tante hatte diese Karte mit unterschrieben.
Erst nach dem Kriege sollte ich erfahren, dass diese Unterschrift für sie recht üble Folgen hatte. Die deutsche Polizei fand nämlich heraus, dass ich vor meiner Desertierung in ihrem Hause verweilte, so dass sie mehrmals eingehend verhört wurde.
Während der kurzen Zeit, wo ich in Saarbrücken weilte, erlebte ich einen Bombenangriff auf die Stadt.

Von Saarbrücken aus bestieg ich dann wieder einen Zug nach Luxemburg, wo ich allerdings das Pech hatte, von der Bahnhofspolizei kontrolliert zu werden. Ich zeigte meinen Marschbefehl vor, und ich konnte die Beamten davon überzeugen, dass ich mich auf dem Weg zu meinem Bestimmungsort befinden würde. Sie schenkten meinen Angaben tatsächlich Glauben und behelligten mich nicht weiter.
Von Luxemburg aus nahm ich den Zug nach Ulflingen. In Goebelsmühle stieg ich jedoch auf der dem Bahnhof abgewandten Seite aus, und ich konnte mich ungesehen aus dem unmittelbaren Bahnhofbereich entfernen.
Bereits vor meiner Abfahrt war vereinbart worden, dass ich von Keiser Jos und Walisch Mathias aus Tadler abgeholt würde.
Diese waren dann auch tatsächlich am Bahnhof und begleiteten mich von dort nach Tadler, wo ich eine Nacht im Hause meiner Eltern verbrachte.
Am darauffolgenden Abend wurde ich von den beiden nach Eschdorf gebracht.
Um kein unnötiges Risiko einzugehen, machte einer den Kundschafter und fuhr mit dem Fahrrad ein gutes Stück vor, und wir folgten dann auf eine gewisse Distanz. Hätte der Kundschafter etwas Verdächtiges bemerkt, dann hätte er uns durch ein Pfeifsignal gewarnt, woraufhin wir von der Straße verschwunden wären. Wir kamen allerdings ohne Zwischenfall in Eschdorf an, wo ich im Hause von Jäng Origer Zuflucht fand.

Nach der Schießerei in Heiderscheid, wo Emile Schwirtz und Félix Lux zwei deutsche Gendarmen erschossen hatten, sollten Leute von Eschdorf und Heiderscheid von den Deutschen als Geiseln genommen werden.
Eine junge Frau, die zu damaligen Zeitpunkt bei der Gestapo in Diekirch bedienstet war, bekam jedoch Wind von dieser geplanten Geiselnahme und sie teilte dem Gemeindesekretär von Eschdorf, Herrn Haas, ihr Wissen mit.
Zu diesem Zeitpunkt gab es in Heiderscheid und Umgebung über 20 junge Luxemburger, welche sich der Wehrpflicht entzogen hatten.
Da jeden Augenblick mit der Durchsuchung der Häuser zu rechnen war, wurde beschlossen, alle Refraktäre in einem größeren Bunker unterzubringen.
Für den Bau eines unterirdischen Bunkers wurde an der Örtlichkeit „Petzber“ einen Platz ausgewählt. Der Bunker war so tief unter der Erdoberfläche, dass er aus zwei Etagen bestand und 2o bis 23 Mann aufnehmen konnte.
Der Bunker wurde mit etwa 5o Zentimeter Erde abgedeckt und mit allerlei Sträuchern bepflanzt. Diese wurden regelmäßig begossen, damit sie nicht welkten und von der übrigen Vegetation abstachen.
Auf diese Art und Weise war der Bunker tadellos getarnt.
Die Lage des Bunkers war so, dass wir die Straße nach Heiderscheidergrund sowie das Hotel Bissen einsehen konnten.
Nachdem uns zu Ohren gekommen war, dass in Heinerscheid versteckte Deserteure im Bunker von der deutschen Polizei überrascht und getötet worden waren, was namentlich auf den Umstand zurückzuführen war, dass die versteckten Refraktäre nicht über einen Notausgang verfügten, waren wir schlauer geworden, und wir legten gleich zwei Notausgänge von etwa 2o Metern Länge an.

Wir wollten eben vermeiden, dass mit uns etwas Ähnliches geschehen konnte.
Von Leuten aus Eschdorf wurden wir verpflegt, ohne dass wir die Namen dieser Leute kannten.
Nachdem um uns herum Ruhe eingekehrt war und nicht mehr mit Hausdurchsuchungen zu rechnen war, kehrte ich ins Haus Origer nach Eschdorf zurück.
Im Hause war noch ein junger Mann aus Wahlhausen versteckt. Dessen Eltern besaßen ebenfalls einen landwirtschaftlichen Betrieb, so dass er mit den im Betrieb Origer anfallenden Arbeiten bestens vertraut war. Er konnte in Stall und Scheune mithelfen, während ich regelmäßig das Kartoffelschälen übernahm.
Nachdem Luxemburg am 10. September 1944 befreit worden war, kehrten wir nach Hause zurück

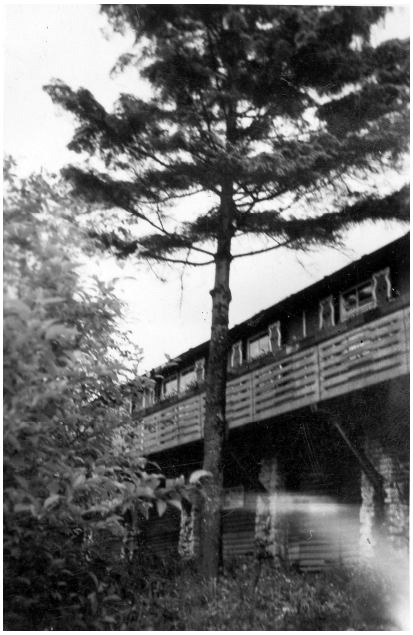
Anfang Dezember wurde der Schulbetrieb wieder aufgenommen, und ich musste nach der Stadt Luxemburg, um mein letztes Jahr an der Normalschule zu absolvieren.
Als dann am 16. Dezember 1944 die Ardennen-Offensive begann, waren wir auf dem Sprung, nach Frankreich zu flüchten, falls die Deutschen näher an die Hauptstadt herangerückt wären. Glücklicherweise war dies nicht der Fall.
Wir atmeten erst auf, als wir die Masse der Panzer von General Patton durch die Stadt Luxemburg, in Richtung Front rollen sahen. Unserer Ansicht nach konnten die Deutschen dieser Übermacht nichts mehr entgegensetzen.
Wenn ich heute zurückblicke, so muss ich sagen, dass es uns hauptsächlich durch den bedingungslosen Einsatz und die Entschlossenheit mutiger Bürger möglich war, den Krieg zu überleben.
Ich kann von mir behaupten, dass es mir noch relativ gut erging, trotzdem war es eine gefährliche und schlimme Zeit.“

## Kriegserlebnisse von Helène ELSEN-EWEN aus Niederfeulen

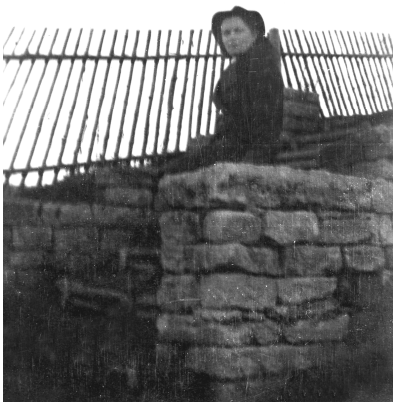
EWEN Helène, Ehefrau Pierre Melsen, geboren am 12. April 1923.

„Ich wurde im Herbst 1943 zum Arbeitsdienst nach Thüringen verpflichtet..
Wir befanden uns dort in einem Männerlager in der Nähe von Stadt Ilm/Darmstadt.
Hier wurden wir täglich zu den verschiedensten Arbeiten eingeteilt.
Außer zu Lagerarbeiten wurden wir noch als Hilfskraft in Geschäften, landwirtschaftlichen Betrieben und als Haushaltshilfe verpflichtet.

*Helene Melsen-Ewen kurz nach ihrer Einberufung in den Arbeitsdienst*



*Wohnräume der Lagerführerinnen Stadt-Ilm*



*Helene Melsen-Ewen* *Helene Melsen-Ewen mit ihren Freundinnen*

Die Lebensmittelversorgung war ausreichend, doch litten wir sehr unter der damals herrschenden Kälte.
Nach 5 Monaten Arbeitsdienst kehrte ich im Frühjahr 1944 nach Hause zurück.
Mein Bruder Will war als Erster zum Arbeitsdienst und dann zur Wehrmacht einberufen worden, obschon er damals noch keine 18 Jahre zählte.
Dann war die Reihe an meinem Bruder Jean-Pierre, der ebenfalls zum Arbeitsdienst und dann zur Wehrmacht musste.
Beide desertierten jedoch und tauchten bei wohlgesinnten Helfern unter.
Für meine beiden Brüder war ihre Handlungsweise wohl selbstverständlich, da wir zu Hause ab Einführung der Wehrpflicht, im August 1942, ständig Wehrpflichtige aus allen Teilen des Landes in unserem Hause aufgenommen hatten, die sich entweder der Einberufung entzogen hatten oder nach einem ersten Urlaub desertierten.

In Tadler hielten sich mehr Deserteure versteckt, als das Dorf zu diesem Zeitpunkt Einwohner zählte.
Diese Situation war wohl besonders auf den Umstand zurückzuführen, dass das Dorf von polizeilichen Kontrollen weitgehend verschont blieb. In Heiderscheid gab es zwar eine Gendarmerie-Brigade die zum Teil mit deutschen Beamten besetzt war. Diese kamen auch regelmäßig ins Dorf.
Nach eventuellen Deserteuren fahndeten sie jedoch nie. Ich würde sogar behaupten, dass ihnen bekannt war, dass junge Männer im Dorf versteckt waren und dass sie beide Augen zudrückten.
Nachdem meine Brüder sich der Wehrpflicht durch Flucht entzogen hatten, war ich sogar verschiedentlich auf der Gendarmerie in Heiderscheid vorstellig geworden, wo ich Ansichtskarten vorzeigte, die meine Brüder zwecks Irreführung von Deutschland aus zu uns nach Hause geschickt hatten. Wir wollten nämlich erreichen, dass man nicht auf die Idee kommen sollte, meine Brüder bei uns zu Hause zu suchen.
Wir taten so, als wären die Karten der Beweis für ihre Abreise zum Bestimmungsort, welcher auf dem jeweiligen Stellungsbefehl angegeben war.

Einmal erklärte meine Mutter gegenüber den Gendarmen sehr resolut, es wäre schließlich an ihnen festzustellen, wo ihre Söhne abgeblieben wären, denn die Beweise dass sie an den bestimmten Tagen nach Deutschland abgereist seien würden ja vorliegen.

Nachdem meine Brüder desertiert waren, betrachteten wir es doch als zu gefährlich, noch weiterhin Deserteure in unserem Hause selbst zu verstecken, so dass mein Vater dafür sorgte, dass sie anderswo unterkamen.

Verpflegt wurden sie trotzdem weiter von uns.
In der Regel pochten sie spät abends ans Fenster unserer Wohnung, woraufhin meine Mutter sie dann mit dem Nötigsten versorgte.
Meine Mutter nahm ihre Rolle sehr ernst, denn oft mussten wir ihr helfen größere Mengen Brot zu backen und auch Suppen für die Deserteure zu kochen.
Diejenigen die bei uns ans Fenster klopften, gingen bestimmt kein einziges Mal leer aus.
Oft legten sie weite Strecken zurück, um Nahrungsmittel zu bekommen.
Ich kann mich noch an Ed. Juncker erinnern, der in der Gegend von Kautenbach versteckt war und auch verschiedentlich bei uns anklopfte.

Eine Episode möchte ich allerdings noch erwähnen, die bestens geeignet war, uns ins Verhängnis zu führen.
Eines Tages, es war dies nach Einführung der Wehrpflicht, wurde uns angetragen, einen jungen Mann bei uns zu verstecken, der so sehr aufgefallen wäre, dass er seinen Standort wechseln müsste.
Es handelte sich um Charles Saviola, welcher bis dahin in Masseler versteckt war.
Charles Saviola war erst 17, also kein Deserteur.
Er hatte sich jedoch den Unmut der Nazis zugezogen, indem er ihnen permanent böse Streiche spielte.
Dies ging vom Verteilen von Flugblättern, über zerstochene Reifen zu anderen Handlungen die nur darauf abzielten den Okkupanten zu ärgern oder ihm Schaden zuzufügen.
Dies wäre an und für sich ja eine lobenswerte Initiative gewesen, hätte Charles Saviola durch seine unbesonnenen Ausflüge die anderen Leute nicht in Gefahr gebracht.
Charles kam also zu uns.
Mein Bruder Jean-Pierre holte ihn in Masseler ab.
Er war fast ein Jahr lang in unserem Hause versteckt.
Auch hier leistete er sich seine Extravaganzen. Er konnte nicht in seinem Versteck bleiben und tauchte bald hier bald dort auf, wo seine Präsenz nicht immer unbeachtet blieb.
Mir ist sogar noch ein Fall in Erinnerung, wo er sich eine HJ-Uniform besorgte und mit einem in Heiderscheid stationierten Gendarmen auf dessen Motorrad Touren übers Land ausführte.
Nachdem er auch bei uns derart aufgefallen war, dass er alle übrigen Deserteure gefährdete, kam er nach Heiderscheid und wurde von dort aus nach Brüssel weiter geleitet.
In einem Hotel in Brüssel wurde er dann verhaftet und nach Luxemburg überstellt.
Sein Weg führte von der Villa Pauly nach Hinzert, wo er derart gepeinigt und geschlagen wurde, dass er für sein weiteres Leben gezeichnet war.
Als positiv muss allerdings vermerkt werden, dass die Deutschen nichts aus ihm heraus bekamen.
Er verriet niemanden und schwieg trotz aller Misshandlungen die er über sich ergehen lassen musste, wie ein Grab.
Wenn Sie mich fragen, wie ich heute über diese schlimme Zeit denke, so kann ich nur sagen, dass wir uns damals der permanenten Gefahr nicht bewusst waren.
In unserem Hause wurde über das Für und Wider unserer Handlungsweise nicht viel gesprochen.
Es war einfach so, dass meine Eltern den anderen nur helfen wollten. Als meine Mutter nach dem Kriege einmal über ihre Verhaltensweise angesprochen wurde, erklärte sie schlicht und einfach:
*„Ich wollte den Söhnen der anderen helfen, indem ich hoffte, dass auch meinen Söhnen die gleiche Hilfe zuteil würde.“*

Paul Heinrich

# Aus dem Tagebuch von Abbé Victor Francq aus Hoscheid

**Abbé Victor Francq, zwischen 1946 und 1945 Pfarrer in HOSCHEID**

Diese Erlebnisse wurden den Aufzeichnungen von Abbé Francq entnommen und von Marcel Wagener aus Hoscheid in Abschrift festgehalten:

„Am 10. Mai 1940 überkreisten unablässig deutsche Flieger im Tiefflug die ganze Gegend.
Gegen 6 Uhr ratterten Vorposten auf Motorrädern von Merscheid und Gralingen kommend durch den *„Stroosseneck“* über *„Markenbach“* nach Goebelsmühle und Diekirch hinunter. Die Bevölkerung war in heller Aufregung. Sie wusste, die Besetzung des Landes durch die Deutschen hatte begonnen. Gegen 10 Uhr rollten die ersten schweren Panzer durch. In drei Tagen sollte die lange Kette schwerer und schwerster Kampffahrzeuge nicht mehr abreißen. Die ganze deutsche Panzerarmee die in einigen Monaten Holland, Belgien und Frankreich niederzwang durchfuhr unsere Pfarrei. In der Nacht zum 10. Mai hatten die Großherzogin und Regierungsmitglieder das Land verlassen. Sie begaben sich zunächst nach Frankreich, später nach England und Amerika, dort arbeiteten sie dauernd für den Frieden und die Freiheit der Heimat.

Solange das Land unter deutscher Militärverwaltung stand, blieb es verhältnismäßig ruhig. Aber bereits im August 1940 übernahm die später so berüchtigte Zivilverwaltung, unter Gauleiter Gustav Simon, die Leitung und Verwaltung Luxemburgs, das dem Gau Moselland angegliedert wurde.

Nun folgten sich Verordnungen am laufenden Band.
Luxemburgische Beamte mussten Schulungskurse im Altreich mitmachen, sie sollten zu deutschbewussten Luxemburgern umgeschult werden.
In den Schulen durfte kein Religionsunterricht mehr erteilt werden. Anfangs hatte man denselben auf 2 Stunden pro Woche beschränkt, doch durften nur die sogenannten Eckstunden belegt werden.
Vor- und nach der Schule durfte nicht mehr gebetet werden. Das Kruzifix verlor seinen Ehrenplatz und musste dem Bild des Führers weichen. Die französische Sprache wurde verboten, neue nationalsozialistische Bücher eingeführt.

1941 durfte der Religionsunterricht nur mehr in Kirchen eigenen Räumen abgehalten werden. Der Pfarrer entschied sich für den großen Saal im Pfarrhaus, in Hoscheid-Dickt für die Kirche. Sodann wurden die Prozessionen verboten. Nur noch die Grabsegnung ohne Prozession war gestattet. Die Feier der hochgeschätzten Feste Christi-Himmelfahrt und Mariä Himmelfahrt wurden untersagt.
Ein Erlass bestimmte:
Die Pflichtmesse fällt aus, die knechtliche Arbeit ist erlaubt.
Inzwischen war der Bürgermeister Mathias Welbes abgesetzt worden. An seine Stelle kam Peter Grisius, der *„mehr Gewähr“* bot.

Die Volksdeutsche Bewegung richtete in Hoscheid eine Ortsgruppe ein. Der Leiter davon wurde Johann Peter Peusch der mit Eifer alle Erlasse der Zivilverwaltung auszuführen sich bemühte. Im selben Sinne wirkte Halsdorf Johann als Blockleiter.
In Luxemburg wurde die Kirchensteuer eingeführt. Die Beiträge mussten von den Pfarreien eingetrieben und an die Diözesanbeitragsstelle abgeliefert werden. Von dort wurden den Geistlichen die Gehälter überwiesen, die jedoch nicht mehr als Staatsgehälter gelten konnten.
Die Zivilverwaltung verweigerte den Pfarrern jede Grundlage zur Erhebung der Beiträge.
Die Einführung der Kirchensteuer und die Schwierigkeiten bei der Erhebung verfolgten den einzigen Zweck, die Luxemburger ihrer Religion zu entfremden und ihren Austritt aus der Kirche zu fördern.

Die Abrechnung der Kirchenbeiträge für die Pfarrei Hoscheid ergab folgende Resultate:

1941-1942:
Geschuldete Beiträge: 703.89 RM (Reichsmark).
Eingezahlter und an die Zentrale abgelieferter Betrag: 698.23 RM.
Ausfälle: 6,66 RM.

1942-1943
Geschuldeter Betrag: 1371.96 RM.
Eingegangener und abgegebener Betrag: 1335,96 RM.
Ausfälle: 36,00 RM.

1943-1944
Geschuldeter Betrag: 1611.45 RM.
Eingegangener und abgegebener Betrag: 1546.65 RM.
Ausfälle: 64.80 RM.

1942

Am Feste Mariä Himmelfahrt durfte keine Vesper stattfinden. Die deutsche Zivilverwaltung nahm eine Erhebung der Glocken im gesamten Verwaltungsbezirk vor. Der Religionsunterricht musste in hochdeutscher Sprache erteilt werden.
Die Jugend durfte an den letzten Tagen der Karwoche, als die Glocken schwiegen, die Gläubigen nicht durch „*Klibbern*“ zum Gottesdienst rufen.
Es wird den Messdienern strengstens untersagt von Haus zu Haus Geld oder Naturalien sammeln zu gehen.
Es wurde verlangt, dass alle Register (Geburtsatteste und Heiratsregister) der Pfarrarchive den Deutschen gemeldet und über das Bistum abgeliefert würden.

Die Kirchenräte fielen in ihrer bisherigen Zusammensetzung dem Chef der Zivilverwaltung zum Opfer. Weder der Bürgermeister noch irgendein Staats- oder Gemeindebeamter durfte Mitglied des Kirchenrates bleiben.

Alle Luxemburger Verwaltungen wurden mit Deutschen durchsetzt und die deutschen Konzentrationslager wurden zur Unterkunft für „*unerwünschte Luxemburger*“.
Deutsche standen an der Spitze aller Luxemburger Staatsbetriebe, während Luxemburger Professoren, Lehrer, Beamte, Arbeiter nach Deutschland in die luftgefährdeten Gebiete zwangsversetzt wurden und dort ihren Dienst versehen mussten. Der deutsche Zwangsarbeitsdienst wurde in Luxemburg eingeführt. Luxemburger Jungen und Mädchen mussten während wenigstens 6 Monaten sich diesem „Ehrendienst“ unterwerfen und viele entzogen sich diesem Befehl. Sie versteckten sich oft bei Verwandten oder an geheimen Orten wohin sie von luxemburgischen Geheimorganisationen gebracht wurden.
Diese bestanden aus Bewegungen die sich gebildet hatten, um im Geheimen gegen die Deutschen zu arbeiten. Sie sorgten sich um die Jungen und Mädchen die nicht bereit waren, ihr Leben im Krieg für die deutschen Besatzer zu opfern.

Ihre Arbeit bestand oft darin, die „Fahnenflüchtigen“ in ihren Verstecken zu pflegen und zu beköstigen.
Fast in jedem Dorf fanden sich Jungmänner und Männer die sich diesen Bewegungen angeschlossen und der Heimat wertvolle wenn auch gefährliche Dienste leisteten.
In Hoscheid fanden sich dann auch bis zwanzig Personen zusammen, die sich eidlich verpflichteten, ihrem Land auf diese Weise zu dienen.

Inzwischen arbeitete die Gestapo fieberhaft um hinter die Gliederung der luxemburgischen Geheimorganisationen zu kommen. Der Ehrgeiz einiger Anführer, die Unvorsichtigkeit anderer erleichterte ihnen die Arbeit. Im Jahre 1943 gelang es ihnen dann auch die Chefs der Widerstandsbewegung fest zu nehmen. In Diekirch unter anderen den Redakteur J. Noesen bei dem sie Listen und Schriften vorfanden. Damit war der Stein ins Rollen gebracht.

Am 22. November 1943, dem Begräbnistag seiner Mutter, wurde Dominik Bourgmeyer beim Verlassen der Kirche festgenommen und in Hoscheid im Lokale Peusch flüchtig verhört (es war Sonntag). Vor seinen Augen untersuchte man trotz Vorhandensein einer Leiche sein Wohnhaus in Dickt. Dann wurde er abgeführt. Unter den Schlägen seiner Quäler nannte er in Hinzert 13 Namen seiner Mitverschworenen. Diese wurden dann am 14. Dezember 1943 von der Gestapo festgenommen und nach Hinzert geschleppt.
Es war der Beginn eines langen Leidensweges von dem nicht mehr alle heimkehren sollten.

Ein besonders qualvolles Schicksal erlitt Weiler Johann aus Hoscheid.
Er kam mit anderen von Hinzert nach Langendiebach (Hanau), dann wieder nach Hinzert, von dort nach Neubrück und wieder über Hinzert nach Hanau Zusammen mit zwei anderen Luxemburgern hatte er in einem Lager Lederhandschuhe an sich genommen, zum Schutz gegen die grimmige Kälte.
Die S.S. entdeckte sie bei ihm, sie schlugen unmenschlich auf ihn ein, zwangen ihn 3 Tage lang ohne zu essen in der Kälte stehen zu bleiben. Damit waren Gesundheit und Lebensmut des jungen Mannes gebrochen. Als er nach der Niederlage des Naziregimes nach der Hauptstadt zurückkehrte stellte man bei ihm Genickstarre fest. Er wurde nach Remich in Quarantäne gebracht, wo er am 8.Mai verstarb ohne seine Heimat wiedergesehen zu haben.
Am 23. Juli 1943 wurden zwei Familien aus denen Söhne sich nicht zum Militärdienst gestellt hatten, umgesiedelt. Es waren die Familien Bleser-Schank aus Hoscheid.
Etwas später wurde dann eine Familie Kriminitzki aus Rumänien in ihrem Hause untergebracht. Diese Leute waren arbeitsam und verhielten sich ruhig. Sie flüchteten allerdings beim Herannahen der Amerikaner im September 1944
Von der Einberufung zur deutschen Wehrmacht wurden allein in der Gemeinde Hoscheid (Hoscheid, Hoscheid-Dickt und Oberschlinder ) 22 junge Männer erfasst.

Am 6. Juni 1944 landeten Engländer und Amerikaner an der Küste der Normandie. Die Kämpfe waren äußerst hart und verlustreich. Bei Avranches gelang ihnen der Durchbruch durch die deutschen Linien. Deren Kampffront wurde in wenigen Tagen aufgerissen, zersplittert und zerschlagen.
Die Deutschen flüchteten zurück belästigt von den Kampffliegern der Alliierten und verfolgt von den französischen Maquisarden und den amerikanischen Panzerverbänden

Die Befreiung

Die Unterdrückten atmeten auf und hofften wieder.
Paris wurde befreit, dann Brüssel und Antwerpen.
Selbst die Maaslinie hielt nicht stand. Die deutsche Zivilverwaltung in Luxemburg bekam es mit der Angst zu tun, sie flüchtete ins Altreich zurück, wurde aber vom deutschen Oberbefehlshaber gezwungen zurückzukehren. Sie flüchtete abermals als es ihr zu heiß hier wurde, gefolgt von vielen *„deutschbewussten“* Luxemburgern, die ihre Heimat und Mitbürger verraten hatten und irgendwie belastet waren. Diesen Weg glaubten auch zwei Hoscheider nehmen zu müssen.

Am 9. September 1944 rollten die ersten amerikanischen Panzer bei Petingen über die luxemburgische Grenze der Hauptstadt zu. Sie fanden hier nur ganz wenig Widerstand.

Die deutschen Heeresverbände waren aufgelockert, gesprengt, suchten möglichst rasch Schutz hinter der Siegfriedlinie. Sie sprengten die Brücken von Alzette, Sauer und Mosel.
Sie suchten dadurch das schnelle Vordringen ihrer Verfolger etwas aufzuhalten. Größeren Widerstand zu leisten waren sie unfähig.
Am 10. September 1944 rückten die Amerikaner in Luxemburg Stadt ein unter dem Jubel der Bevölkerung. In einem der ersten Jeeps befand sich Prinz Félix.
Am 10. September 1944, es war ein Sonntag, kontrollierten amerikanische Kampfflieger die Strasse Diekirch-Hosingen. An verschiedenen Stellen des Gutlandes sah man gewaltige Rauchsäulen hochsteigen, es mussten große Brände wüten. Man hörte aus der Wiltzer Gegend und aus der Alzette Gegend schwere Detonationen.

11. September: ein Flüchtling erzählt, wie am frühen Morgen die Amerikaner in Diekirch eingerückt seien. Man wartete in Ungeduld. Gegen Mittag sieht man Panzer in Höhe des Kippenhofes von der Strasse abbiegen und in den Feldern Stellung nehmen. Zur gleichen Zeit rollt ein kleinerer Verband von Kampfwagen auf Markenbach in die Felder und stellt sich in Kampfformation auf. Sind es Deutsche oder bereits Amerikaner?
Jemand geht auf Kundschaft, winkt aber schon bald die Dörfler herbei.
Es sind die Befreier, endlich sind sie da!

Alles stürmt hinunter zu den fremdsprachigen Männern die müde aus ihren Autos und Tanks heraus kommen. Sie lassen sich Blumen reichen, geben Schokolade und *Chewing Gum*, bleiben aber dem Jubel der Bevölkerung gegenüber verhältnismäßig nüchtern. Für sie dauert der Krieg leider noch fort.
Es ist die 5.Panzer-Division, die im Raume Diekirch-Hoscheid aufgefahren war.

Endlich sind die Deserteure, Flüchtlinge, Militzler die sich Monate und Jahre lang in den Hecken und Häusern des Öslings verborgen hielten wieder frei. Zwischen 30 und 40 Männer, die in Consthum und Holzthum sowie in den angrenzenden Hecken versteckt waren erschienen im Dorf. Unter ihnen zwei Hoscheider, Martin Bleser und Linden Johann. Sie wurden jubelnd begrüßt und gefeiert.

Dann beginnt die sogenannte Epuration.
Personen die während des Krieges mit den Deutschen gehalten hatten, die sich ihren Mitbürgern gegenüber etwas zuschulden kommen ließen wurden aus ihren Häusern gerissen, unter dem Gejohle der Menge in die Lehrerwohnung abgeführt, die während der Besatzungszeit als Polizeilokal gedient hatte und jetzt wieder das provisorische Gefängnis abgeben musste.
Aus Hoscheid, Merscheid, Schlindermanderscheid Stolzemburg wurden die sogenannten „*Gelben*“ herbeigebracht, ein zwei Tage eingesperrt und dann nach Diekirch oder Luxemburg weitergeführt wo sie wegen ihrer Haltung während des Krieges vor Gericht gestellt werden sollten.
Es kam dabei zu Handtaten und brutalen Szenen die durch die augenblickliche Euphorie und durch das Unrecht das die luxemburgische Bevölkerung während Jahren ertragen musste zu erklären sind, die aber von einsichtigen Leuten abgelehnt wurden.
Zwei von den Inhaftierten wurden schon bald wieder auf freien Fuß gesetzt, weil die Belege die man gegen sie eingebracht hatte nicht belastend genug waren. Die anderen erhielten entsprechend ihrer Einstellung und ihrer Vergehen eine schwerere Strafe.

Die 5. Panzerdivision kampierte auf freiem Felde, zwischen Hoscheid und über Diekirch hinaus nach Reisdorf und Echternach zu.
Die Mannschaften vertrugen sich sehr gut mit den Einheimischen, tauschten Eier und Branntwein gegen Schokolade, Zigaretten und Seife ein, von welchen Artikeln sie im Überfluss hatten.

Feldgeistliche begleiteten die Truppen die sie seelsorglich betreuen durften. im Unterschied zu den Deutschen, bei denen man keine Spur von Seelsorge bemerkt hatte. Von Zeit zu Zeit donnerten die amerikanischen Geschütze hinüber auf die Siegfriedlinie, erhielten aber nicht einmal eine Antwort. Ende September rückten die Panzer der 5. Panzerdivision ab. Sie versuchten bei Reisdorf einen Einbruch in die Siegfriedlinie, der Versuch misslang, die Division wurde arg mitgenommen.
Eine kurze Zeit blieben Dorf und Gegend ohne militärische Besetzung. Die Leute befürchteten einen neuen Einfall der Deutschen, der aber nicht kam.

Dann rückte Anfang Oktober motorisierte amerikanische Infanterie ein, belegte die leerstehenden Häuser oder Gebäude und nahm in den Häusern Quartier. Der Raum zwischen den Dörfern blieb unbesetzt. Ende Oktober belebte sich die gegenseitige Spähtätigkeit. Deutsche Spähtrupps drangen verschiedentlich bis Wahlhausen und Hosingen vor, bedrohten die Strasse Hosingen-Clerf.
Daraufhin wurde Wahlhausen, Hosingen, Weiler, Nachtmanderscheid und Vianden evakuiert.
Für Merscheid war die Evakuation schon angeordnet, aber nicht durchgeführt.
Hoscheid wurde mit Evakuation bedroht.
Die Amerikaner unterhielten Besatzungen in Merscheid, Weiler und vorübergehend auch in Wahlhausen. Das Gebiet rechts der Strasse Diekirch Hosingen und Clerf galt als Gefahrenzone. Der Raum Nachtmanderscheid-Weiler-Wahlhausen-Hosingen als Niemandsland.

Im November wurden die deutschen Spähtruppunternehmen kühner und zahlreicher. Gegenüber Dorscheid versuchten sie die Hauptstrasse zu sprengen und zu unterbrechen.
Bei Hosingen wurde Dr. Kongs von einem Spähtrupp geschnappt und mit fortgeschleppt.
In Dickt wurden im Hause Olinger Amerikaner überrascht und gefangen genommen. Beim Hause Schiffmann (heute Hotel Leweck) wurden zwei Jeeps beschossen, die Insassen getötet. Spähtrupps drangen bis nach Kautenbach vor und kontrollierten die Eisenbahnstrecke. Eine größere Abteilung kam bis an die Blees, wurde von Amerikanern gestellt und zur Hälfte gefangen genommen. Die amerikanische Besatzung legte „*Fox holes*“ (Schützengräben) an im Dorf, richtete Wachstände an den Eingängen des Dorfes ein, legte für die Nacht Minen auf den Nebenwegen.
Die Amerikaner kontrollierten die Gegend mit bewaffneten Autos bis hinunter zur Our, bringen etliche Gefangene mit, zeigen den Leuten deutsche Gefallene. Und trotzdem fehlt es an einer durchlaufenden Kampflinie die die Dörfer untereinander verbinden könnte.
Dreimal wurden in der Zeit von Oktober bis Dezember 1944 die amerikanischen Truppen ausgewechselt. Zu Beginn Dezember rückte Infanterie an, die bei Jülich in schwersten Kämpfen gestanden hatte und nach Aussagen eines amerikanischen Majors über die Hälfte ihres Bestandes eingebüßt hatte.
Sie waren verwahrlost, müde, missmutig darüber, noch einmal einen Sektor der Front halten zu müssen, wo sie doch hätten in Ruhestellung gehen sollen.
Erst allmählich tauten sie auf und wurden freundlicher zu den Dörflern. Sie wurden unterstützt von sieben Panzern einer anderen Abteilung die in Hoscheid stationiert war und bald hier bald dort eingriff, wo es gerade Not tat.

Wieder kam die Zeit der Ablösung, die Soldaten aus Dickt waren bereits abgezogen. Die geringe Truppe aus Hoscheid sollte am 16. Dezember 1944, um 10. Uhr weg ziehen, um am Abend desselben Tages ersetzt zu werden. Aber es kam nicht mehr soweit. In der Nacht zum 16. Dezember wurden die Leute aus dem Schlafe geweckt. Die Kanonen dröhnten und donnerten auf breiter Front.
Man tröstete sich mit dem Gedanken: *„Endlich greifen die Amerikaner an“*.
In Wirklichkeit aber hatte die deutsche Artillerie die neue und letzte Offensive, genannt *Rundstedt-Offensive*, eröffnet.

Fortsetzung folgt